

[Nachdruck verboten.]

11) Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Nexo. Uebersetzt von Mathilde Mann.

Er hätte sich schon durchschlagen wollen, wenn da nur was zum Zugreifen gewesen wäre. — Der Tarif war ordentlich genug! Er hatte nur den verhängnisvollen Fehler, daß er nicht gegessen werden konnte. Alles in allem schien eine Verschiebung zum Nachteil des Handwerkers eingetreten zu sein, und um es noch unheimlicher zu machen, hatten ihm die Großbetriebe den Ausweg versperrt, sich niederzulassen und selbständig zu werden. Da war nicht einmal eine kleine Hintertür mehr offen! Pelle konnte sich die Sache ebensogut gleich wie später aus dem Kopf schlagen; um jetzt Meister zu werden, hatte man Kapital und Kredit nötig. Das beste, was die Zukunft jetzt in ihrem Schoß hatte, war eine endlose und aussichtslose Wanderung nach der Fabrik und wieder zurück von der Fabrik.

Er war auf einmal wieder mitten hinein versetzt in die alte Frage; der ganze Zustand entrollte sich ganz von selbst vor ihm, es nützte nichts, die Augen zu schließen. Er hatte den besten Willen, sich nur seiner eigenen Angelegenheiten anzunehmen und kümmerte sich um nichts weiter; aber das eine führte das andere mit sich, und er mochte nun wollen oder nicht, es sammelte sich zu einem Ueberblick über den Zustand.

Der Zusammenschluß hatte nach außen hin die Probe bestanden, die Arbeiter waren gut organisiert und hatten ihr Koalitionsrecht behauptet, man konnte ihre Organisationen nicht mehr umgehen. Die Löhne waren auch beträchtlich gestiegen, und der Sinn für das Heim hatte bei den Arbeitern selbst zugenommen, viele von ihnen waren aus ihren Höhlen in neue Zwei- und Dreizimmerwohnungen gezogen und hatten hübsche Möbel bekommen. Ihre Ansprüche an das Dasein waren gestiegen, aber alles war auch teurer geworden, und das Leben war beständig das gleiche, von der Hand in den Mund. Er konnte sehen, daß die soziale Entwicklung nicht mit der mechanischen Schritt gehalten hatte; die Maschinen trieben sich still aber unerbittlich zwischen die Arbeiter und die Arbeit hinein und warfen immer mehr Männer auf die Straße hinaus. Die Arbeitszeit war nicht wesentlich verkürzt, der Staat schien kein besonderes Interesse daran zu haben, die Arbeitenden zu beschützen. Aber er nahm sich der Invaliden der Arbeit jetzt mehr an als früher, in die Armenversorgung war Schwung gekommen. Er konnte nicht ein Gesetz entdecken, das regulierend eingriff, dahingegen eine ganze Reihe von Gesetzen, die den Zuständen ein Pflaster auflegten. Es wurden eine Menge verschiedener Unterstützungen ausgeteilt, immer hart an der Hungergrenze; immer mehr mußten ihre Zuflucht dazu nehmen. Das beraubte sie nicht ihrer bürgerlichen Rechte, machte sie aber zu einer Art politisch ausgehaltenem Proletariat.

So sah die Märchenwelt, an deren Eroberung Pelle teilgenommen hatte, jetzt aus, wo er zurückkehrte und sie mit neuen Augen ansah. Die Welt war nicht neugeschaffen, etwas Starres, menschlich Tragendes schien die Bewegung nicht abgesetzt zu haben. Es sah so aus, als wenn sich die Arbeiter ruhig aus dem Spiel ausscheiden ließen, wenn sie nur ihr Geld zum Spazierengehen erhielten. Wo war ihr alter Stolz geblieben? Sie hatten sich offenbar die bürgerliche Moral angeeignet, da sie sich gutwillig aufs Altenteil setzen ließen. An Macht fehlte es ihnen nicht, die ganze Welt konnten sie dahin bringen, daß sie hinwelkte und hinstarb, ohne auch nur einen Blutstropfen zu vergießen — nur durch ihren Zusammenschluß. Was ihnen fehlte, war Verantwortung. Die tragende Idee der Bewegung war scheinbar spurlos an ihnen vorübergegangen!

Pelle grübelte darüber hin und her, aber er schliff die Pflastersteine in vergeblichem Suchen. Der Ueberblick drängte sich ihm von selbst auf, und da waren Kräfte in ihm selber und von außen her, die darauf hinarbeiteten, ihn in die Bewegung hinüberzudrängen und vorwärts in die Führerstellung. Aber er schob das von sich, jetzt wollte er für seine Familie arbeiten.

„Er fischte sich etwas Nidararbeit bei den Nachbarn auf und half im übrigen Ellen Wäsche aufhängen und die Rolle drehen, man mußte die Ehre beiseite setzen und froh sein, daß sie etwas hatte. Sie freute sich über die Hilfeleistung, konnte es aber nicht leiden, daß jemand es sah, daß er sich mit Frauenarbeit befaßte.“

„Das ist nichts für einen Mann,“ sagte sie und sah ihn mit Augen an, die besagten, wie glücklich sie über seine Gesellschaft war.

Sie liebten es, zusammen zu sein, genossen es auf eine eigene, stille Weise, ohne viele Worte. Es war viel geschehen, aber Pelle wie auch Ellen ließen sich Zeit. Keins von beiden war schnell mit dem Wort bei der Hand, aber sie tasteten sich durch Pausen zum Verständnis und rückten einander während des Schweigens näher. Jeder wußte, was der andere gelitten hatte, ohne daß es gesagt zu werden brauchte; die Zeit hatte an ihnen beiden gearbeitet.

Ueber ihrem neuen Zusammenleben wehte kein Sturm, die Tage glitten still dahin, schwer gemacht von den verfloßenen Jahren. Ellens Gemüt barg weder Jubel noch Würwürfe. Sie war ihm gegenüber vorsichtig, fast scheu wie das erstemal, als sie einander begegneten; hinter all ihrer Güte und Fürsorge lag derselbe Schimmer jungfräulicher Unnahbarkeit wie damals. Sie nahm seine Liebesjungen still hin, selbst gab sie zunächst, indem sie etwas für ihn war. Er merkte, wie jede kleine häusliche Arbeit, die sie für ihn verrichtete, aus ihr herauswuchs gleich einer mütterlichen Liebesjungen und ihn in ihr Herz einschloß. Er war dankbar dafür, aber das war es nicht; dessen er am meisten bedurfte.

Wenn sie in der Dämmerung zusammensaßen und die Kinder im Zimmer umherkrochen und spielten, schweig sie am liebsten und beobachtete ihn verstohlen; sobald er das bemerkte, vertrocknete sich das Lächeln in den Augen. Forschte sie wieder nach seinem verborgenen Wesen wie in ihrer ersten Zeit? Es war, als rufe sie nach etwas in ihm, wolle sich selbst aber nicht zu erkennen geben. So konnte eine Mutter auch dasitzen und nach der Zukunft ihres Kindes spähend hinausstarren. Liebt sie ihn denn nicht? Sie hatte ihm all das Ihre gegeben, ihm Kinder geboren und getreulich dagesessen und auf ihn gewartet, als die ganze übrige Welt die Hand von ihm gezogen hatte, und doch war er nicht sicher, daß sie ihn jemals geliebt hatte.

Pelle war der Liebe nicht als etwas Unbändigem begegnet, die Bewegung hatte den Ueberschuß seiner Jugend aufgezehrt. Aber nun stand er hier gleichzeitig mit dem Frühling von neuem geboren und empfand es plötzlich wie Kraft in sich. Jetzt wollten er und Ellen anfangen, denn jetzt war sie alles! Das Leben hatte ihn Ernst gelehrt, und das war nur gut. Er entsetzte sich darüber, wie leichtsinnig er Ellen zu sich genommen und sie erst zur Mutter gemacht hatte, ohne sie zuvor zur Braut zu machen. Das Frauenherz mußte grundlos sein, da sie darüber nicht zerbrochen war, sondern beständig da stand und noch immer ebenso unberührt darauf wartete, daß er sie gewinnen würde. Sie hatte sich darüber hinweggeholfen, indem sie Mutter war!

Und würde er sie denn jemals gewinnen? Wartete sie wirklich noch oder hatte sie sich beruhigt?

Er liebte sie so heftig, daß alles an ihr verflärt wiederkehrte, glücklich in dem Bewußtsein, daß sie sein Schicksal war. Nur ein Band oder eine gewürfelte, dünngeschliffene, baumwollene Schürze und jeder kleine Gegenstand, der zu ihr gehörte, nahm eine wunderbar warme Farbe an und erfüllte den Sinn mit Süße. Ein Blick oder eine kleine Berührung machten ihn schwindelig vor Glück und ließen seinen Sinn in Bogen von heftiger Wärme gegen sie anstürmen. Sie lächelte ruhig und drückte freundlich seine Hand, es zündete nicht. Sie hatte ihn lieb und versagte ihm nichts, aber er hatte trotz alledem ein Gefühl, als wenn sie ihm ihr innerstes Wesen vorenthalte. Wenn er da hineinschauen wollte, verschloß sie sich mit Freundlichkeit.

4.

Pelle war wie jemand, der nach jahrelanger Landflüchtigkeit heimkehrt und wieder versuchen muß, sich in ein persönliches Verhältnis zu dem Ganzen zu bringen. Die Amnestie galt nur bis zur Türschwelle, für das eigentliche mußte

er selbst sorgen. Das Land, das er bestellt hatte, war in anderen Händen, er besaß dort kein Recht mehr. Aber er hatte doch gepflanzt, er mußte doch wissen, wie es gewachsen war und wie es gepflegt wurde.

Das große Borrücken war in das Politische hinübergeschwenkt. Die Bewegung hatte vorläufig die Ansprüche der Armen auf Brot fallen lassen, hatte sie geopfert, wie man Ballast opfert, um leichter aufsteigen zu können. Man wollte die Institutionen selbst erobern und dann natürlich zum Ausgangspunkt zurückkehren und das Ganze wieder umwenden. Es mochte ja ganz bequem sein, die abzuladen, die am beschwerlichsten für das Borrücken waren, aber ließ sich der Sieg auf dieser Grundlage erringen? Um sie drehte sich ja doch alles! Belle hatte gründlich gelernt, daß, wer anderen eine Grube gräbt, selbst hineinfällt. Er hatte kein Vertrauen zu dem, was über den Baum zu gelangen suchte, wo er am niedrigsten war.

Die neue Taktik stammte von dem siegreichen Ausfall des großen Kampfes; er hatte ja selbst die Massen im Triumph gegen die Hauptstadt geführt. Und falls er nicht eingestuft worden wäre, sähe er wohl jetzt als einer der parlamentarischen Vertreter der Arbeiter und als symbolisiertes Borrückens in der Bürgerchaft. Aber nun stand er also außerhalb der ganzen Bewegung und mußte seine Stellung zu dem Bestehenden wählen; er hatte der Welt der Ausgestoßenen angehört und der Unversöhnlichkeit gerade in die Augen gesehen, er war nicht sicher, daß die Erhebung des armen Mannes in der Verlängerung der bestehenden Gesellschaftsmoral lag. Er selber war ja noch immer ein Geachteter und brachte es wohl auch nicht zu etwas anderem. Es war schwer, sich unter dem Tür Rahmen zu ducken, durch den man einmal hinausgeschmissen war, und es war wohl auch schwer, hineinzuschliffen. Er beabsichtigte nicht, irgend etwas zu tun, um wieder in die Reihen der geachteten Männer aufgenommen zu werden, er war stark genug, um sich jetzt auf sich selbst zu stützen.

(Fortsetzung folgt.)

Veine.

Von Franz Held.

Als er schließlich einmal ganz trostlos auf der Augenbank eines Tramway-Wartehäuschens saß, kam sein alter Kamerad Mignon auf ihn losgezogen, in großartiger Anzug und hellem Glanz. Der gabelte ihn auf und führte ihn, da es Frühstückszeit war, in ein Restaurant, wo er ihm Kredit auszuwirken versprach.

In diesem Restaurant aßen fast alle Gäste auf Kredit. Die Goldfische im dem Glasboden, das zwischen verstaubten Blattgewächsen auf dem mit Käsehäufeln bepflanzten Anrichtentisch stand, waren das einzige metallisch glimmernde, was man seit Menschen-gedenken dort gesehen hatte. Deshalb die Speisen natürlich schlecht und teuer. Für hundert Durchbrenner mußte dem Wirt ein einziger naiver Bahler aufkommen.

Das Publikum sah sehr ungleich aus. Während die einen schreiend elegante Garderobe trugen, gingen die anderen fast in Lumpen. Alle ohne Unterschied aber hatten beim Mittagessen ein gleiches kleines Blatt in den Händen, auf steifes Papier gedruckt. Das mußte ein delizioseres Menu sein, als das ewige „Gammelfleisch mit Bohnen“ der Speisefarte — denn es machte die Augen funkeln und die Hände vor Begier zittern! Was stand darauf? Nur abgerissene Worte gingen von Mund zu Mund: Placiert — nicht placiert — Guter Wirt — Drei für Eins. —

Da kam einer gegen Abend von der Straße hereingetrottelt, regentäufend, aber mit strahlendem Gesicht.

„No, Emil, wie sehen die Aktien?“

„L'Esperon Erster! 50 für 31 Kellner, Kognak her! Eine Runder!“

Dem gütigen Gastgeber, dem das Glück so unerschämte gelächelt hatte, wurde dann sofort von sämtlichen Anwesenden nicht minder unerschämte angepumpt. Man lebte nämlich fast in Gütergemeinschaft.

Es war eine Stammkneipe von Wettrennspielern, unterster Sorte. Die steifen Zeitungsbätter: „Paris Courrier“, „Le Jockey“, oder die offizielle Karte eines Rennens.

„Soll ich Dir 20 Frank leihen, alter Knabe?“ sagte Mignon, als er triumphierend heimkehrte, zu dem niedergeschlagenen Lorel. „Du mußt morgen mit hinaus und auch einmal Dein Glück versuchen. Bei Deinem erbärmlichen Handel kannst Du ja lebendig verrotten. Sieh nur mal wie wir's machen!“

Er ließ eine Kavalkade von Goldstücken über den schmutzigen Tisch laufen — eine dort anfällige Ameisengesellschaft fühlte sich in ihren Grundrechten gekränkt.

„Ich danke sehr!“ erwiderte Lorel. „Ich hätte selbst schon ein

wenig Geld.“ In der Tat hatte er etwas über 10 Frank zurückgelegt, da er im Restaurant nur kassonatisch zu bezahlen brauchte. „Das gehört nun allerdings nicht mir, sondern dem Wirt —“

„Koffen!“ lachte Mignon.

„Und auch — — ich will und mag nicht spielen — Herdienen will ich mein Geld.“

„Sei kein Narr! Spielen die großen Bankiers vielleicht nicht? Morgen wird Du mitgeschleppt — unbarmherzig. Schau mal die da drüben, die jetzt an dem Zeitungspavillon vorbeikommt (sie saßen vor dem Restaurant im Freien), die mit dem roten Schleier — wie scharf die herischt — wart' die muß ich was fragen!“ Und er lief mit seiner vollen Tasche auf die andere Straßenseite.

Am nächsten Tage war sein Gewinn fast ganz zum Verlust. Er gab sich deshalb doppelte Mühe, den Lorel vom Mittagessen fort nach Auteuil zu dirigieren. Er dachte ihn nämlich um die erwähnten 10 Frank anzupumpen, wenn er selbst die 15 Frank, die ihm noch blieben, verspielt haben sollte. Ein Schweizer, Bädergehilfe seines Zeichens, blondhaariger Kraustopf, regelmäßige Züge mit einem ewigen, langweiligen Lächeln, unterstützte ihn bei seinen Verführungskünsten.

Nachdem der Roquefortkäse gegessen war, legte Mignon zärtlich den Arm um die Schulter seines Freundes Lorel — der Schweizer faßte ihn unter den linken Arm — und da er den rechten noch in der Binde trug, also sich nicht wehren konnte, führten sie ihren Gefangenen nach dem Platz St. Sulpice.

Dort setzten sie ihn auf die Imperiale des nach Auteuil bestimmten Omnibusses. Durch endlose Quartiere ging's — an der Militärschule vorbei — jetzt tauchte die Kuppel des Invalidendoms am Ende einer langen Seitenstraße auf, dann rasselte der Kasten über eine Seinebrücke. Jetzt stand er still vor dem Bahnhof von Auteuil.

Auf dem Platz liefen die Zeitungs- und Kartenverkäufer wie besessen hin und her.

„Die einzig offizielle Karte — 25 Centimes!“

„Kaufen wir eine! Drinnen kostet sie 50!“ sagte der allezeit zu Ausgaben geneigte Mignon.

Vor dem Bahndiakt drängte und stieß man sich.

„Das Geschäft geht gut!“ meinte ein Gamin. Denn nicht nur der Omnibus war wie gespickt mit Menschen beladen gewesen. Auch ein Zug lief soeben ein, es wimmelte schwarz aus den drei hohen, roten Backsteinwölbungen des Bahnhofeinganges, hier und da eine hellfarbige Damenrobe dazwischengepresst, wie ein Sonnenfleck anzusehen auf dem düsteren Sineslei dieses Wasserfalles von Rörpern.

Es war 2 Uhr. Noch eine Viertelstunde und der „Preis des Lons Maillot“ würde losgehen. Auf dem Fahrdamm rollten die atemlosen Kisten und hüpften die Herrschaftsequipagen, darunter hohelegante Mail-coachs mit vier Prachhengsten, Jockeys auf den beiden linksseitigen Pferden, zwei Fußbediente mit frammer Haltung hinter den Jockeys stehend. Das waren in der Mode befindliche Kolonnen, die in Bulettis und Spitzenwolken fast versanken.

Dort ein eleganter junger Herr, der sein leichtes Gefährt mit Silberbeslag und roten, spinnebeinbeidigen Riesenrädern selbst zügelte, während der Diener in senfelfarber Livree mit verkränkten Armen wie eine Statue neben ihm thront. Zwischen den hastenden Fußgängern wandeln gravitätische Schutzleute. Die Bettler am Wege gehen sich wenig Mühe mit ihrem sonst üblichen Rosenkranzleien, Augen- und Daumenverdrehen — denn jetzt hat ja doch keiner für sie Zeit. Ebenso ist das Amt der Blumenmädchen vorläufig so ziemlich eine Sinecure.

Bei der Ankunft am Rennplatz saugen zwei Eingänge die Wallfahrt auf. Einer für die Wagen und die Tribünenbesucher, der andere für die Fußgänger, die auf der Wiese vorlieb nehmen. Auf dieser Seite beträgt das Entree 20 Frank, auf der Wiese nur einen einzigen.

„Namos, daß es hier so wenig kostet!“ sagt Mignon zu Lorel. „In St. Ouen und auch sonst meistens muß man 3 Frank bleiben, um hereinzukommen.“

Lorel zahlte seinen Frank mit Aerger.

Er denkt, wie lauer es ihm geworden, dies Geldstück Sou für Sou zu verdienen.

Aber das hastende Treiben hat ihn sieberhaft aufgeregt.

Das Rad für den Durchlaß dreht sich. Er sieht auf der Wiese, steht ein kolossales Feld, mit wimmelnden Menschen bedeckt, von mürzlichem, noch unbelaubtem Wald umrahmt. Sein Auge kann keinen Halt finden: gestirulternde Gruppen — alles flach, nirgends etwas Hervorragendes.

Dann fixiert sich sein Blick allmählich auf einen Pavillon, kreisrund, mit schwarzbraunem Stroh gedeckt. Dessen Zentrum enthält das Büfett, das Dach wird von freistehenden Holzbalken getragen. In der von diesen Balken markierten Rotunde, um sie herum und noch weit ins Feld hinein stutet ein dichtes Gedräng wütend aufgeregter Menschen. Einzelne Köpfe mit schreiend aufgerissenen Mäulern ragen über die anderen heraus.

„Das sind die Bookmaker.“ erklärt ihm Mignon.

Lorel muß bei Betrachtung des Feldes an einen Jahrmarkt seines Dorfes denken. Die Bookmaker stehen wie Charlatane auf Stühlen, Bänken, Tischen. Oder wenigstens einer aus jeder Firma; es ist nämlich fast immer ein Paar zusammen.

„V'la la Cote!“ ruft er, indem er die Tafel schwenkt, die er an einer langen Stange in die Höhe streckt. „Treffen Sie Ihre Wahl, meine Herren! Es gibt noch davon!“

„Was ist das — Cote?“ frug der verblüffte Loret.

„Ja, das kann man nicht so einfach sagen,“ erklärte der Wäderegeßel, „es ist, was man gewinnt oder verliert — na, wetten Sie nur mal auf ein Pferd, da merken Sie's schon.“

Aber Loret hatte kein Vertrauen zu dem Rat. Zwar machte ihn ein Bookmaker sehr lüstern, der in der großen, schwarzen, heißhungerig klaffenden Geldtasche an seiner Seite mit gespreizten Fingern wühlte, Gold- und Silberstücke raffeln ließ, als ob es bloß Erbsen wären. Aber weil er die Sache gar zu wenig kannte, hielt er sich vorläufig zurück.

Rignon dagegen trat zu einem Bookmaker hin, einem langen Kerl mit riesiger Nase und stehenden, kleinen Augen. Auf seiner weißen Biquéweste trug er eine schwere goldene Uhrkette mit gewichtigem Verloque-Gebäumel.

„Qué cheval?“ (Welches Pferd?) frug ihn der Mann in der Weste mit ausgesprochener Pariser Betonung.

„Rodomonte als erster, 5 Frank,“ wiederholte dann der ausrundernde Bookmaker den Auftrag recht laut, um der Umstehenden Appetit zu erregen. Und sein Kompagnon schrieb ins große Buch; nahm dann eine kleine grüne Karte, welche die Adresse der beiden enthielt, und kritzelte auf die freie Rückseite fieberhaft schnell in fast unleserlichen Zeichen: N. 5 + 5. Dies Hieroglyphentäfelchen gab er Rignon. Fast noch während er es ihm hinreichte, zauberte er mit virtuoser Fingerfertigkeit bereits neue Aufträge in das große Buch. „Egalité Rodomonte!“ kreischte dazu der höher Stehende unablässig, wie eine Kuckuckuhr.

„Egalité — das heißt — bedeutet — also, denf' Dir — kurz — ja, natürlich (ist der Kerl aber vernagelt!)“ erklärte Rignon auf Lorets Frage. „Man kriegt seinen Einsatz zurück und bekommt ihn nochmal dazu — aber gottlob, da ist ja Bargannois, der versteht sich besser aufs Schulmeister!“

Er rief den betreffenden Bekannten heran. Es war ein junger Volksschullehrer, ein kleiner vierschrötiger Bullbögge mit derb sinnlichen, verschlagenen, aber doch gutmütigen Zügen.

Er hatte das magere Antlitz, seit ihm bei ein paar glücklichen Rennen einige Hundertfrankscheine zugeslogen waren. Mit diesen hatte er ein Geldgeschäft angefangen als Placeur de fonds, worunter er gelinde Wucherprofite verstand. Jedenfalls war sein Teint bedeutend röter geworden, seit er nicht mehr vor den Schulbänken zu sitzen brauchte. Er konnte jetzt drei Zimmer bewohnen, die er selbst behaglich möblierte. Da war er denn auch enorm mit seiner Schicksalswendung zufrieden und hielt sich für einen Hauptkerl. Sein geschmeideltes Selbstbewußtsein in Verbindung mit seinen noch nicht ganz abgehäuteten Schulmeistergewohnheiten ließ ihn bereitwillig auf die erbetene Instruktion des Neulings eingehen.

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Sonderbare Gesellen aus der Krebsfamilie.

Als Charles Darwin auf seiner berühmten Weltumsegelung an Bord des „Beagle“ die südlich der Sundastraße gelegenen Keeling-Inseln besuchte, fielen ihm dort merkwürdige, in großen Erdlöchern hausende Krebse auf, die in ihrem Aussehen an die auch in unseren deutschen Meeren lebenden Einsiedlerkrebse (Paguridae) erinnerten. In der Tat handelte es sich auch um Angehörige dieser Krebsfamilie, deren Körperbau jedoch infolge der ganz abweichenden Lebensgewohnheiten sehr interessante Umgestaltungen erfahren hat. Die wichtigste und einschneidendste Veränderung bezieht sich auf den ursprünglich nur für die Wasseratmung geeigneten Kiemenapparat. Die Kiemen selbst erscheinen stark zurückgebildet, und nehmen nur noch den unteren Teil der Kiemenhöhle ein, deren oberer Teil reich mit Blutgefäßen versorgt ist und sich nach den Untersuchungen Sempers zu einer echten, die Luftatmung ermöglichenden Lunge ausgebildet hat.

Da diese Krebse außerdem auch die Gewohnheit der übrigen Einsiedlerkrebse, ihren Wohnsitz in leeren Schneidenschalen aufzuschlagen (der bekannte St. Bernhardskrebs der Ost- und Nordsee bewohnt z. B. mit Vorliebe die Gehäuse der großen Wellhornschnecke) aufgegeben haben, hat ihr Hinterleib wieder einen normalen hymetrischen Bau angenommen und sich auch sekundär wieder mit einem Chitinpanzer bekleidet. So bilden diese Tiere ein ganz ausgezeichnetes Beispiel dafür, wie tiefgreifend die Körpergestaltung eines Tieres von seiner Lebensweise beeinflusst wird, ja wie geradezu durch veränderte Gewohnheiten im Laufe der Zeit neue Organe herangezögelt oder die Funktionen bereits vorhandener Organe verändert werden können. Merkwürdig noch als der Bau dieser Insektenkrebse ist ihre Lebensweise! Die vulgäre Bezeichnung für die Tiere lautet Palmendiebe oder Kolosnukräuber (Birgus latro) und diese Benennung ist in der Tat sehr bezeichnend, denn die Tiere räumen ganz gewaltig unter dem Kolosnukbestand der Inseln, auf denen sie leben, auf. Früher glaubte man, daß die Palmendiebe zur Gewinnung ihrer Beute auf die Bäume kletterten und sich selbst die Rüsse abplückten. An dieser Behauptung ist jedoch nur soviel richtig, daß man historeisen einen Krebs an dem Stamm einer Palme emporklettern sehen kann, das „eigenhändige“ oder richtiger „eigenschertige“ Abplücken haben sie aber wahrlich nicht nötig, da

sie ja am Boden stets genügend abgefallene Rüsse finden, um ihren Bedarf zu decken.

Es erscheint im ersten Augenblick unglaublich, daß ein schwerfälliger Krebs wirklich instande sein sollte, eine noch mit der festen äußeren Schale bedeckte Kolosnuk zu öffnen und doch beruht das auf einer wiederholt und von verschiedenen Forschern beobachteten und verbürgten Tatsache, so daß ein Zweifel nicht wohl möglich ist.

Wie Charles Darwin und andere Reisende, die die Lebensgewohnheiten des Birgus eingehend studiert haben, angeben, beginnt der Birgus damit, mit Hilfe seiner kräftigen schärferen borderen Scheren sorgfältig eine Faser nach der anderen von der äußeren Haut abzuziehen, wobei er allemal bei dem Ende beginnt, unter dem sich die drei Keimlöcher befinden. Ist diese Arbeit vollendet, dann hämmert der Krebs mit seinen schärferen Scheren solange auf die Dede eines der Keimlöcher los, bis er sich eine Oeffnung zum Innern der Nuk gebahnt hat. Jetzt dreht sich das Tier um und zieht mit Hilfe der langen und schmälteren Scheren an seinem vierten Beinpaare die weiße, albuminöse Substanz heraus, die er eifrig verzehrt“ (Darwin.) In dieser nahrhaften Speise mästet sich der Birgus derartig an, daß man aus einem großen etwa 40 Zentimeter langen Exemplar zirka 1/4 bis 1/2 Liter Öl gewinnen kann. Man kann sich daher denken, daß die Tiere sowohl aus diesem Grunde als auch wegen ihrer Räubererei eifrig verfolgt werden, zumal sie auch sonst eine recht wohlschmeckende Speise bilden.

Auch für die Fasern der Kolosnüsse haben die Krebse eine gute Verwendung; sie benutzen sie nämlich zur Auskleidung ihrer selbstgegrabenen, an Kaninchenbauten erinnernden Erdlöcher, in denen sie hausen.

Sehr merkwürdig ist es, daß die Palmendiebe auf Keeling-Inseln und anderen nur schwach bevölkerten Palmeninseln ausgeprochene Tagtiere sind und nur des Abends für kurze Zeit das Meer aufsuchen, um ihre Kiemen anzufeuchten, während sie auf stärker besiedelten Inseln infolge der Nachstellungen von Seiten der Menschen sich an eine rein nächtliche Lebensweise angepaßt haben.

Sehr merkwürdige Gesellen finden wir auch unter der Schär der Kurzschwanzkrebse oder Krabben, namentlich unter den Landkrabben, die infolge ihrer merkwürdigen Bewegungen, ihrem seitlichen Lauf usw., fast wie Skotons wirken. Gleich dem Birgus wird auch den Landkrabben der Aufenthalt auf dem Troden durch eine besondere der Luftatmung dienende Umgestaltung ihrer Atmungsorgane gestattet. Ja, die Anpassung an das Landleben hat in vielen Fällen schon solche Fortschritte gemacht, daß die Tiere im Wasser schon nach kurzer Zeit eingehen, „ertrinken“.

Eine sehr eigentümliche Krabbenart, die sogenannte Winterkrabbe, Gelafinus, wurde von H. D. Forbes auf den Koralleninseln der Südsee beobachtet und in ihrer Lebensweise genau studiert. Die Tiere zeichnen sich durch eine extensive Vergrößerung der einen Schere aus, die an Umfang fast den ganzen übrigen Körper erreicht. Beim Laufen über den Sand hält die Krabbe diese Schere schräg nach vorne über dem Kopfe, so daß es wirklich aussieht, als ob sie jemand damit winkte. Die Tiere leben ebenfalls in selbstgegrabenen Erdlöchern, an den zur Flutzeit mit Wasser bedeckten schlammigen Rändern der Lagunen und finden sich hier oft in so gewaltiger Zahl zusammen, daß der ganze Boden wie durchlöchert aussieht. Werden die Krebse erschreckt, so ziehen sie sich eilig in ihre Schlupfwinkel zurück, verbarrikadieren den Eingang mit ihrer gewaltigen Schere und schauen darüber hinweg mit ihren langen Stielaugen interessiert nach dem Eindringling aus.

Die Tiere spielen an den Orten, wo sie vorkommen, als Urbarmacher des Landes eine ähnliche, nur noch wirksamere Rolle wie die Regenwürmer bei uns zu Lande. Dadurch, daß sie den feuchten Sand aus der Tiefe an die Oberfläche schaffen und andererseits ihre Löcher mit oft von weiten Entfernungen herbeigeschleppten Zweigen, Blättern, Schalenstücken von Kolosnüssen, Langfäden und anderem Material vollstopfen, gewinnen sie, zu Tausenden bereint, dem Meere im Laufe der Zeit ganz bedeutende Ländersrecken ab und werden so für den Menschen direkt zu Kulturpionieren.

Eine nahe Verwandte dieser Krabbe, die sogenannte Bogerkrabbe, bewohnt in ungeheuren nach Millionen zählenden Scharen die Flußdistrikte von Carolina sowie die südlichen Küstenstrichen der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ihren Namen verdanken die Tiere der eigentümlichen an einen kämpfenden Boger erinnernden Abwehrstellung, die sie bei einem Angriff oder erschreckt annehmen. Auch diese Tiere tragen zur Urbarmachung des Landes durch ihre eifrige Grabarbeit nicht unbedeutend bei. Nicht unerwähnt darf unter den Landkrabben die gemeine Landkrabbe, Geocarcinus ruricola, bleiben, welche die feuchten Waldungen Westindiens und der vorgelagerten Inseln bewohnt. Zur Zeit der Fortpflanzung kann man ganze Züge dieser Tiere auf dem oft mehrere Tagereisen weiten Wege zur Meeresküste beobachten, wohin sie wandern, um dem Meere ihre Eier anzubewahren, denn die Jungen sind anfangs auf das Wasserleben angewiesen.

Auch unter den im Meere lebenden Krabben gibt es zahlreiche, die sich durch seltsame Lebensgewohnheiten auszeichnen. So pflegen sich manche Krabben mittels Langfäden, die sie mit Hilfe der Scheren über ihren Rücken halten zu maskieren, um sich auf diese Weise den Blicken ihrer Verfolger zu entziehen oder sich besser an die eigenen Beutetiere heranzuschleichen zu können. Andere Arten erreichen den gleichen Zweck, indem sie auf den Rückenflächeln ihres Panzers Algen, Tange oder auch verschiedene niedere Tiere, wie

Schwämme oder Hydroidpolypen befestigen. Diesen letzten Fall finden wir in sehr charakteristischer Weise bei einer Krabbe, *Inachus* mit Namen, verwirklicht. Das Tier befestigt nämlich auf den Stacheln seines Rücken Schildes Zweige eines kleinen, koloniebildenden Hydroidpolypen, die hier festwachsen und sich durch Knospung so rasch vermehren, daß sie bald die ganze Oberseite des Krebses wie mit einem dichten Rasen überziehen. Allzu lüppig wuchernde Zweige werden von der Krabbe abgezwickelt und verweist, so daß diese künstliche Anpflanzung dem Krebs nicht nur Schutz gewährt, sondern ihn auch mit Nahrung versorgt. Doch auch für die Hydroidpolypen ist dieses unfreiwillige Bündnis durchaus vorteilhafter Natur, da die kleinen Polypen durch den von dem Krebs bei seinen Beutezügen aufgewirbelten Schlamm reichlich mit Nahrungsmaterial versorgt werden und wohl auch von den Abfällen der Mahlzeiten ihres Wirtstieres profitieren. Wir haben hier also einen echten Fall von Symbiose oder Genossenschaftsleben vor uns, wovon wir in unserer letzten Uebersicht sprachen.

Auch die im Meere lebenden Einsiedlerkrebs gehen vielfach mit den verschiedensten niederen Organismen ähnliche Freundschaftsbündnisse ein. So findet man die von dem Friedeaugischen Einsiedlerkrebs oder von *Pagurus callidus* bewohnten Schneckenhäuser fast stets von großen schönen Seeroien, *Adamsia palliata* resp. *Sagartia parasitica*, bewachsen, deren drohende Reifefäden (Akonien) dem Krebs alle Feinde vom Leibe halten. Der Vorteil, der den Seeroien aus diesem Bündnisse erwächst, ist wieder der gleiche wie bei den Hydroidpolypen, d. h. die Tiere gewinnen weit bessere Ernährungsbedingungen als ihre feststehenden Artgenossen. Die Freundschaft ist denn auch eine so innige geworden, daß der Einsiedler beim Vertauschen seiner ursprünglichen Schneckenchale mit einer größeren nicht verfehlt, die Seeroie mit Hilfe seiner Scheren abzulösen und sie auf seine neue Wohnung zu verpflanzen.

Wisweilen findet man auch den bereits genannten Einsiedler, *Pagurus callidus*, in Gesellschaft eines Kieselhornschwammes, *Suberites domuncula*, der die Schneckenchale überzieht. Bei der Verteidigung des Krebses vermag der webrlose Schwamm natürlich nicht mitzuwirken, aber er verschafft seinem Genossen auf andere Weise Vorteile, indem er ihn vor den Blicken seiner Feinde verbirgt und ihm andererseits die Annäherung an seine Beutetiere erleichtert. Der Krebs hat auch noch die Annehmlichkeit, daß er trotz Größenzunahme seine Wohnung nicht zu wechseln braucht, denn der Schwamm wächst allmählich über die Mündung der Schneckenchale hinaus und vergrößert so künstlich den Wohnraum seines Wirtes.

Unter Umständen kann allerdings für den Einsiedler das Wachstum seines Genossen recht böse Folgen haben, indem der Schwamm manchmal die Schneckenchale derart überwuchert, daß der Krebs rettungslos in seiner Wohnung eingeschlossen wird und allmählich erstickt oder verhungert.

So ließen sich noch zahlreiche interessante Züge aus dem Leben dieser Sonderlinge anführen, die zeigen, wie lohnend es für jeden Naturfreund ist, sich mit diesen amüsanten Geschöpfen etwas näher vertraut zu machen. Dazu bietet aber der Sommeraufenthalt an der See die beste Gelegenheit. Dr. L.

37. Tagung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege.

Preßlau, den 3. September 1912.

Die erste Begrüßungsansprache hielt der Vertreter des Oberpräsidenten, Oberregierungsrat Scheuner, dann sprach Oberbürgermeister Dr. Wender, der sagte, „wenn Sie heute in unsere Krankenhäuser kommen, dann fürchte ich, daß Sie sie nicht auf der Höhe finden werden“. Den ersten Vortrag hielt dann Stabsarzt Dr. Mayer-München über

Massenerkrankungen durch Nahrungs- und Genußmittel.

Ein Vortrag, der nicht nur durch das gute Material, das der Vortragende zusammengetragen hatte, und durch seine volkswirtschaftliche Bedeutung Interesse verdiente, sondern auch — von geringen Entgleisungen abgesehen — durch die Objektivität, mit der der Vortragende seine Ausführungen machte, sich angenehm von ähnlichen Vorträgen unterschied. Ganz kurz behandelte der Vortragende die Erscheinungen der Methylnitrosololbergiftungen, im Zusammenhang damit das Gebiet der Branntweinschärpen, ging dann zu den gleichfalls noch in allgemeiner Erinnerung befindlichen Margarinebergiftungen durch das Rasfettisett über. Hier betonte Mayer, daß diese Vergiftung die erste und einzige seit Bestehen dieser Industrie, die heute eine Jahresproduktion von einer Million Kilogramm hat, gewesen ist. Er vertrat den Standpunkt, daß bei der heutigen Uebersättigung eine Beschaffung von billigen Fetten eine Notwendigkeit ist, Voraussetzung sei nur die absolute Unschädlichkeit, die Verdaulichkeit und die richtige Kennzeichnung; selbstverständlich müsse gegen Verfälschungen vorgegangen werden.

Die jetzt wieder auftretenden Bilzbergiftungen, die stets auf Verwechselungen beruhen, will der Vortragende durch Maßnahmen, wie sie in München bereits bestehen, verhüten. Es dürfen nur bestimmte Sorten auf den Markt gebracht werden, jede Sorte nur in bestimmt geformten Köben. Zerschchnittene Schwämme dürfen nicht verkauft werden. Konjunktionsbergiftungen konnte der Vortragende in Deutschland nur eine einzige feststellen. Nach den Erfahrungen des Vortragenden sind sie fast stets darauf zurückzuführen, daß die geöffneten Büchsen nicht sofort benützt werden und dadurch der Inhalt zerfällt wird. Prinzipiell spricht sich der Vortragende gegen jede Verwendung von Konservierungsmitteln aus. Besonders eingehend behandelt Mayer das Kapitel

Fleisch und Fleischwaren.

an Hand von genauesten Angaben stellt er fest, daß seit 1860 15 000 Erkrankungen durch Trichinose in Deutschland festgestellt sind, er zeigte, daß in Norddeutschland, wo die offizielle Fleischschau durchgeführt sei, sie fast gar nicht aufträte, dagegen in Bayern, wo nicht überall die Fleischschau durchgeführt sei, anwuchs. Was das Fleisch als solches betrifft, so zeigt der Vortragende, daß in Deutschland alljährlich 12½ Millionen Kilogramm Fleisch der Vernichtung anheimfallen. Um diese Massen nicht nutzbringend noch verwerten zu können, schlägt der Vortragende vor, daß bei Fleischschlachtungen ein Fleischsirrillikator Verwendung finde. Solche Apparate sollen sich in jedem Schlachthof finden, für das flache Land sollen fahrbare Apparate bei verschiedenen Behörden verfügbar sein. Besondere Untersuchungen hat Mayer über Würstwaren angestellt. Er fand dabei noch nicht schädliche Würste, die in einem Gramm Wurst 16 Millionen Keime enthielten, dann aber auch solche Würste aus einwandfreien Petrieben, die nahezu keimfrei waren. Durch eigene Versuche, die auch von der Prager bestätigt wurden, hat er festgestellt, daß es bei Verwendung von gutem Material sehr wohl möglich ist, daß die Würste durch so lange Zeit und bei entsprechend hoher Temperatur gelocht werden, die die gute Beschaffenheit der Wurst bedingt. Er wünscht, daß man ähnlich wie bei Milch und Wasser das Vorhandensein von Keimen nur in bestimmter Höchstzahl als zulässig erkläre. Besonders warnt der Vortragende vor dem Genuß von rohem oder ungenügend gekochtem Fleisch, wie schon daraus hervorgehe, daß gerade dort, wo der Genuß von Hackfleisch usw. üblich sei, die Fleischbergiftung am häufigsten aufträte. So stellt das Königreich Sachsen und die Provinz Sachsen das Zentrum der Fleisch- und auch Fleischwarenbergiftungen dar. Im Anschluß an den Vortrag stellte der Vortragende eine große Reihe von Leitfäden auf, die den Entwurf für eine distriktspolizeiliche Verordnung darstellen. Er wünscht, daß durch ein Merkblatt etwa des kaiserlichen Gesundheitsamtes die Bevölkerung über Massenerkrankungen durch Nahrungsmittel und deren Verhütung unterrichtet werde, und daß besonders der deutsche Schulmeister hierauf sein Augenmerk richte.

In der anschließenden Debatte wurde namentlich der W. Leitfaden, der verlangt, daß ein wegen Nahrungsmittelbergehen Angeklagter den lückenlosen Nachweis seiner Nichtschuld zu erbringen habe, als unannehmbar bezeichnet. Dann sprach Dr. Ed. Braehnehoest-Hamburg über

Feuerbestattung und ihre Ausführung.

Einleitend erinnert er daran, daß der erste, der in Deutschland für die Feuerbestattung eingetreten sei, Jacob Grimm war, der als guter Christ dennoch 1840 in der preussischen Akademie der Wissenschaft einen Vortrag hierüber hielt. Der Inhalt des Vortrags läßt sich etwa in folgendem zusammenfassen. Eine wichtige Aufgabe der öffentlichen Gesundheitspflege stellt die Totenbestattung dar; als eine auch den Anforderungen der Pietät entsprechende Bestattungsart ist aus hygienischen und volkswirtschaftlichen Gründen die moderne Feuerbestattung anzuerkennen. Für die Gestattung und Ausführung der Feuerbestattung fordert der Vortragende:

1. betr. die gesetzlichen Voraussetzungen für die Einäscherung im Einzelalle: die Versicherung der nächsten Angehörigen, daß die Feuerbestattung den Anschauungen des Verstorbenen nicht widerspricht und die Feststellung der Todesursache durch einen beamteten Arzt;

2. betr. die Anlagen und Einrichtungen der Krematorien; die Herstellung einwandfreier Einäscherungsapparate, sowie geeigneter Räume und Einrichtungen in dem Zweck entsprechender Würde, der inneren und äußeren Ausgestaltung für die Abhaltung von Trauerfeierlichkeiten, die Unterbringung von Leichen und die Befestigung einer begrenzten Anzahl von Aschenüberresten. Die Aschenüberreste einer jeden Leiche sind in einem besonderen Behältnis in einer behördlich genehmigten Bestattungsanlage beizusetzen.

Warum für diese Art des Bestattungszwanges in behördlich genehmigten Anlagen eingetreten werden soll, ist nicht recht klar, warum soll es Angehörigen verwehrt sein, die Asche in einer anderen, nicht behördlich genehmigten Weise aufzubewahren, wenn diese ihren oder der Verstorbenen Ansichten besser entspricht? Dr. W.